Unterhaltungs-Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Nr. 22. Berlin, Sonntag den 26. Januar 1908.

. . . Das Vaterland, das Du uns gründetest,
Das wird sich ausbaun herrlich in der Zukunft,
Erweitern unter Eukels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, spitzig, seemaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde.
(Kleist (Prinz Friedrich von Homburg).

Der altpreußische Offizier in der Literatur.

Eine eigentümliche und zu interessanten Betrachtungen anregende Stellung nimmt in unserer Literatur das preußische Offizierstum ein. Die straffe Disziplin, die dasselbe von jeher ausgezeichnet hat, die strenge Abgeschlossenheit, in welcher es sich besonders früher von der übrigen Gesellschaft hielt, die Uniformität, welche es nicht nur im Aeußeren, sondern auch im Denken und Fühlen von seinen Mitgliedern verlangt, und mit Recht verlangt — dies alles mußte notwendigerweise von ganz besonderem Einflusse auf diejenigen Offiziere sein, denen ihr Geist und ihre Beanlagung noch andere Wege als die rein militärischen wies.

Selbstverständlich gestaltet sich dieser Einfluß verschiedenartig und steht in engem Zusammenhange mit der Persönlichkeit und der Charakterentwicklung des betreffenden Dichters und ganz besonders mit den gerade herrschenden Zeitverhältnissen. Der eine wird durch die günstigen Konjunkturen der Zeit zu einem begeisterten, seine Zeitgenossen mit sich fortreißenden Tyrtäus, den andern hinggegen sehen wir, durch die zeitliche Verworrenheit der politischen Begriffe unsicher gemacht, in seinem geistigen Aufschwunge gehemmt oder irregeleitet.

So kann uns die Betrachtung dieser mit dem dichterischen Lorbeer geschmückten Offiziersgestalten gleichzeitig ein Bild der Schicksale der preußischen Monarchie geben.

Die Reihe wird eröffnet durch den ritterlichen Ewald Christian von Kleist, dessen Schicksale und früher Heldentod bei Kunersdorf wohl den meisten bekannt sind, dessen Dichtungen aber von dem breitschichtigen Publikum nicht immer genügend gewürdigt werden, obgleich er in denselben, sowohl was die Form als was den Inhalt betrifft, den Besten seiner Zeitgenossen ebenbürtig zur Seite tritt.

Ewald von Kleist gehört zu denen, die durch den Geist ihrer Zeit gehoben werden. Bei ihm tritt ein Konflikt zwischen den Anforderungen seines Standes und seinen dichterischen Bestrebungen fast gar nicht hervor (eigentlich nur an einer Stelle, von der nachher zu handeln sein wird), denn ein gütiges Geschick ließ ihn zumeist die erhabenen Seiten seines kriegerischen Berufes kennen lernen. Er war nicht zu einem öden Garnisonsleben verdammt, er konnte vielmehr als Mitglied eines Heeres, dessen wunderbare Taten die Augen von Europa auf sich zogen, seinen Mut und seine Treue beweisen, er hatte an seinem jugendlichen Könige, gleich bewundernswert als Feldherr wie als Beschützer der Künste, sein leuchtendes Ideal.

Gerade dem Umstande, daß Kleist als Mitglied einer begeisterten Genossenschaft, wie es das preußische Heer damals war, mitwirkend in den großen Ereignissen der Zeit stand, schreiben wir es zu, daß es ihm als einem der ersten gelang, die auf der deutschen Dichtkunst lastenden Fesseln siegreich zu brechen. Darum wirkt er aber auch dann am ergreifendsten auf uns, wenn er zum Lobe seines Berufes, zum Preise seines königlichen Kriegsherrn und des Heeres, dem er angehört, in die Saiten greift, wenn sich bei ihm gleichsam der Offizier mit dem Dichter vereinigt. Kraftvoll, wie nur irgend eine Ode von Klopstock, freilich in älterem Stil, klingt es, wenn Ewald v. Kleist singt:

„Unüberwundenes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde bringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!"

Und weiter:

„Verdopple deinen Mut, o Heer, der Feinde Fluten
Zwinnt Friedrich's und dein starker Arm!
Und die Gerechtigkeit verjagt den kollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten."

Und zum Schluß:

„Auch ich, ich werde noch, bergönn es mir, o Himmel,
Einder vor wenig Helden ziehn!
Ich seh dich, tiefer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und sind Ehr oder Tod im wälenden Getümmel!"

Wahrhaftig, anders muten uns solche Verse eines preußischen Majors an im Vergleich zu den wässerigen Poesieen des guten Vater Gleim, seines Freundes!

So sehr nun aber auch zu bedauern bleibt, daß dieser vielversprechenden Kraft ein jähes Ziel gesetzt wurde, so will es uns doch scheinen, als ob für diese sympathische Gestalt kein schönerer und würdigerer Abschluß zu finden war, als der heldenmütige Tod auf dem Schlachtfelde. Sein innerstes Fühlen und Denken, wie es uns in seiner bedeutendsten Dichtung, dem „Frühling", entgegentritt, läßt sogar vermuten, daß Kleist bei einem längeren Leben unter friedlichen Verhältnissen mit seiner Stellung als Soldat und Offizier in Widerspruch geraten sein würde. Hier fehlt ihm das frische, kecke Erfassen des Daseins, welches das „Heute" genießt und an das „Morgen" nicht denkt, hier waltet sinniger Ernst, ja eine gewisse Schwermut vor. Hinweg von dem Gewühl der Schlacht zieht es ihn nach der beschaulichen Ruhe des Landlebens. Hier lauscht er dem Sange der Vögel, dem Rauschen der Blätter, hier beobachtet er den Landmann in seinem stillen Heim, in seinem emsigen Schaffen und vergißt darüber die Sorgen und Mühen der Welt.

Gerade zu überraschend aber wirkt es auf den Leser, wenn er im Verlaufe des genannten Gedichts zu der Ueberzeugung gelangt, daß Kleist im Grunde seines Herzens den Krieg verabscheut! Derselbe Kleist, welcher sein ganzes Dasein dem Kampfe geweiht hat, der den kriegerischen Helden, seinen Herrn, begeistert verehrt, derselbe vermag den Krieg nur in seiner verheerenden, grausigen Gestalt zu schildern und richtet an die Großen der Erde die vorwurfsvolle Frage:

„Ihr, denen zwanglose Völker das Steuer der Herrschaft vertrauen,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen?
Was wünscht ihr, Väter der Menschen, noch mehrere Kinder?" —

Glücklicherweise hat dieser innere Widerspruch keinen Einfluß auf sein Handeln. Er versieht es, den Offizier von dem Dichter zu trennen, wenn es gilt, der Krone und dem Vaterlande die Dienste zu leisten, zu denen er sich als preußischer Edelmann verpflichtet fühlt. Dieses hohe Gefühl der Pflicht, welches den preußischen Adel beseelte, und welches die Hohenzollern verstanden haben, in das Offizierskorps und in die Armee zu verpflanzen und gottlob bis auf den heutigen Tag zu erhalten, bewahrte Kleist davor, ein hin und herschwankender Charakter zu werden, den man ja wohl versteht und entschuldigt, auf den aber trotzdem jeder richtige Mann nur mit Bedauern blickt.

Ewald v. Kleist bleibt für die Nachwelt der Typus eines echten preußischen Offiziers, pflichtgetreu, gebildet, ritterlich und nach dem Höchsten strebend.

Ein zweiter Dichter aus der Reihe der preußischen Offiziere, Heinrich v. Kleist, hat zwar mit seinem Vorgänger den Namen gemeinsam, sonst aber bietet ein Vergleich der beiden überraschende Gegensätze. Auch an Heinrich v. Kleist bewundern wir die ritterliche, markige Gesinnung, die ihn als Sproß eines edlen Geschlechts erweist, auch ihm waren von der Natur die herrlichsten Gaben zu teil geworden, ja er übertrifft in dieser Beziehung seinen Namensvetter bei weitem, aber seine Zeit war ihm nicht hold, und er fand in seinem unsteten, exzentrischen Charakter seinen unerbittlichsten Feind. Hätte ihm ein gütiges Geschick beschieden, der Zeitgenosse von Helden zu sein, wäre sein Vaterland von einer siegbaften, allbegeisternden Idee durchdrungen gewesen, welcher er seinen Arm und seine Feder hätte weihen können, dann würde sich sein ins Maßlose schweifender Geist vielleicht zu der Klarheit und Bewußtheit durchgerungen haben, deren Mangel sein Leben beeinträchtigt und die Größe seines dichterischen Ruhmes schmälert.

Auch er folgte dem Rufe seines königlichen Kriegsherrn und kämpfte am Rhein gegen den Feind. Aber der Genius Friedrichs des Großen war von Preußen gewichen, und der Verlauf der mit so großem Pompe begonnenen kriegerischen Unternehmungen war nicht geeignet, Kleist zu befriedigen und seinen Feuergeist in geordneten Bahnen zu halten. Tief verstimmt zog er sich nach der Rückkehr in die Heimat auf sich selbst zurück. Die militärischen Einrichtungen, die Anforderungen seines Standes wurden ihm zur drückenden Fessel, und er streifte sie ab trotz aller Vorstellungen und Bemühungen seiner Verwandten.

Man sollte nun glauben, daß, wie so mancher, der eine Karriere aufgegeben hat, in welche er gegen seine Neigung hineingedrängt wurde, so auch Kleist sich in dem selbstgewählten Beruf als Schriftsteller hätte wohlfühlen müssen, und sein Talent zur höchsten Blüte entwickelt worden wäre. Dem war aber durchaus nicht so. Ruhelos wird er von da ab umhergetrieben, nirgends vermag er festen Fuß zu fassen, seine Schattierung des menschlichen Elends bleibt ihm erspart, und nur kurze, durch die Liebe und durch das Aufleuchten seiner dichterischen Gabe verschönte Augenblicke bilden die Ruhepunkte in der wilden Jagd seines Lebens.

Der Grund für diese Erscheinung dürfte nicht so schwer zu finden sein, wenn man bedenkt, daß Kleist, als er seinem Stande den Rücken kehrte, weder durch seine innere Ueberzeugung, noch durch das Mahnen seines Talents gedrängt wurde. Er folgte vielmehr blindlings seiner nervösen, unsteten Natur und blieb trotzdem, was er gewesen war — Offizier! Ohne sich vielleicht jemals darüber klar geworden zu sein, wurzelte er mit seinen Anschauungen und Neigungen in den verlassenen Verhältnissen. Nur ein Offizier, der noch mit allen Fasern seines Herzens an seinem alten Stande hing, vermochte einen Prinz von Homburg zu schreiben, diese Anerkennung des hohen Zweckes militärischer Unterordnung, diese Verherrlichung eben der Fesseln, die dem Dichter so unerträglich wurden. Klingt es doch wie ein reuevolles Selbstbekenntnis, wenn er den Prinzen sagen läßt:

„Ich will das heilige Gesetz des Kriegs,
Das ich verletzt im Angesicht des Heeres,
Durch einen freien Tod verherrlichen!
Was kann der Sieg euch, meine Brüder, gelten,
Der eine dürftige, den ich vielleicht
Dem Wrangel noch entreiße, dem Triumph
Verglichen über den verderblichsten
Der Feind' uns, den Trotz, den Uebermut
Errungen glorreich morgen?" —

Aber auch auf andere Weise kommt in allen seinen Dichtungen sein militärischer Sinn zur Geltung. Die kurze, häufig beinahe barsche Ausdrucksweise der handelnden Personen, sein Talent, den Gedanken in eine knappe und trotzdem den Sinn nicht beeinträchtigende Form zu kleiden, die straffe Gliederung in seinen Dramen läßt uns erkennen, daß wir es mit einem Soldaten zu tun haben.

Zwar vermochte ihn ein einförmiges Garnisonsleben nicht zu reizen; doch hätte sich sein Interesse von dem Augenblick an von neuem belebt, wo der Soldat aus dem Zustand der Vorbereitung herausstritt in die wahre Bestimmung seines Berufs. Durch einen Krieg, der alle mit sich fortreißend von der Größe des Vaterlandes Zeugnis abgelegt hätte, wäre Kleist zu kurieren gewesen. Das an Abwechslungen reiche Leben im Felde, die hohen Anforderungen, die es an den Charakter des einzelnen stellt, das kecke Wagen, das dem Glücke des Augenblicks traut — dies alles verklärt und veredelt durch die Poesie, die einen nationalen Krieg noch immer umschwebt hat, hätte Kleists Kräfte gehoben, seinen hin- und herschwankenden Charakter gefestigt und geläutert.

Das Schicksal, minder gütig gegen ihn als gegen seinen Namensvetter, hatte es ihm anders beschieden. Er durfte die Schmach seines Vaterlandes betrauern und auf bessere Zeiten hoffen; er durfte die Erhebung seines Volkes vorbereiten helfen in Wort und Schrift, wie es einem Mann und Patrioten geziemt; er durfte in die dumpfe Betäubung und nuglose Gefühlsduselei jener Tage hinein seinen dröhnenden Schlachtruf schmettern und eine Sprache reden, wie man sie in Deutschland lange nicht vernommen hatte:

„Die ganze Brut, die in den Leib Germaniens
Sich eingefistet wie ein Insektenschwarm,
Muß durch das Schwert der Rache Gottes sterben.
Die Guten mit den Schlechten! — Was, die Guten!
Das sind die Schlechtesten! Der Rache Keil
Soll sie zuerst vor allen andern treffen!"

Er durfte seinem Wünschen und Hoffen, seinem glühenden Haß gegen die Unterdrücker ein bleibendes Denkmal setzen:

„Ich will die höhnische Dämonenbrut nicht lieben!
So lang sie in Germanien trotzt,
Ist Haß mein Amt, und meine Tugend Rache!"

Aber es war ihm nicht vergönnt, seinen Haß zu kühlen und seine Rache zu löschen.

Auch im Tode bleibt Kleist seiner Natur getreu. Jäh und wild wie sein Leben, war auch sein Ende. Nicht im Gewühl der Schlacht, wie wir ihm wohl gewünscht hätten, sondern durch die eigene Hand an dem stillen Ufer des Wannsees wurde diesem reich ausgestatteten und doch verfehlten Dasein Halt geboten.

Viel hat er gekämpft, noch mehr gelitten, und dadurch ist uns auch vom moralischen Standpunkte aus das Recht geblieben, ihn zu betrauern. Er war doch ein braver Soldat und treuer preußischer Offizier.

(Schluß folgt.)

Bunte Chronik.

* **Die Apfelsine in der Neuen Welt.** Obwohl die Apfelsinen innerhalb der letzten Jahrzehnte bei uns eine Volksfrucht geworden ist, kommen doch gegenwärtig die wohlschmeckendsten Sorten nur äußerst selten zu uns. Den besten Ruf genießt die köstliche mittelamerikanische Apfelsine, die in Kalifornien angebaut wird. In der Neuen Welt spielt diese Frucht eine viel größere Rolle, als bei uns, und ihr Anbau ist zu einer Industrie geworden, die ein Kapital von 125 000 000 Dollar umsetzt. Aber diese Industrie ist noch sehr jung, da sie erst im Jahre 1872 ihren Anfang genommen hat. Damals gelangten aus Bahia in Brasilien zwei Apfelsinen, die in den Stämmen des Amazonenstromes wild wuchsen, nach Washington. Ein Jahr später brachte ein Gärtner Frauleins Eliza Tibbetts ein paar Stecklinge nach Kalifornien, von denen einer, der groß wurde, der Stammvater aller kalifornischen Apfelsinenbäume geworden ist. Das Zentrum der kalifornischen Apfelsinenindustrie ist der Hafen Los Angelos, der vom November bis zum Juni eine Unmenge von Apfelsinen verschifft. In dieser Jahreszeit wird jetzt alles von Maschinen ausgeführt, nur natürlich nicht das Pflücken, das chinesische, japanische, amerikanische und mexikanische Arbeiter besorgen. Nachdem die Apfelsinen gepflückt sind, müssen sie nach Größe und Art geordnet werden. Zunächst läßt man sie einen Tag trocknen und wischt sie in großen Gefäßen, wo sie gleichzeitig gebürstet werden; dann läßt man sie in der Sonne trocknen und noch einmal zwischen Bürsten hindurchlaufen, so daß sie nun vollkommen rein und glänzend sind, und der Sortierer seine Arbeit beginnen kann. Der Mann, der diese Arbeit besorgt, muß eine große Erfahrung besitzen, um die Apfelsinen zu ordnen; denn das Aeußere der Schale ist es, wonach die Früchte geordnet werden. Dann müssen die Apfelsinen nach der Größe nach sortiert werden; man unterscheidet zwölf Größen, von den kleinsten, deren 360 eine Kiste füllen, bis zu den Riesen, von denen 48 beschieden sind, einnehmen. Nun folgt nur noch das Packen, das von weiblichen Arbeitern besorgt wird, deren Fingernägel sorgfältig rund gefeilt sind, damit die empfindliche Schale nicht verletzt werde. Schließlich ist noch die Aufsuhr zu regeln; denn damit der Preis gleichmäßig bleibt, sorgt die Direktion dafür, daß der Apfelsinenstrom, der sich über alle amerikanischen Städte ergießt, wohl verteilt wird. K. F.

* **Wie man früher die Frauen begrüßte.** Die Grußform, besonders aber die Art, die Damen zu grüßen, hat sich mit dem Wandel der Zeiten gründlich geändert. Bis zum 17. Jahrhundert pflegten in Frankreich die vornehmen Herren den vornehmen Damen bei der Begrüßung einen Kuß auf den Mund zu drücken, was, nach Montaigne, durchaus nicht immer angenehm war, da „von fünfzig Damen, die man küssen mußte oder durfte, höchstens drei schön, die andern aber minder hübsch oder waren . . . und über Kenner weiß, daß einem Mann, der in Ausübung einer gesellschaftlichen Verpflichtung ein häßliches Weib küssen muß, das Küssen für immer verleidet werden kann". Aus diesen oder ähnlichen Gründen hatte diese Grußform bald überlebt, und es kam die Sitte des Handküssens, die zwar immer noch anwendet, im allgemeinen aber durch den Händedruck verdrängt worden ist. Der Händedruck so schreibt Emil Faguet in einem in der Femme contemporaine veröffentlichten Artikel ist eine Frucht des Protestantismus. Wenn eine Frau dem Manne die Hand reicht, will sie sagen: „Mein Herr, ich gebe Ihnen die Hand, wie Ihre Freunde sie Ihnen geben: betrachten und behandeln Sie mich also wie einen Ihrer Freunde". Die Franzosen hatten aber schon lange vor der Erfindung des Feminismus ein Mittel gefunden, sich selbst bei dem etwas demokratisch anmutenden Händedruck als höflich und galant zu erweisen. Nachdem sie einer Frau die Hand gedrückt hatten, sagten sie „Besten Dank", um auf diese Weise ihre Dankbarkeit für die Liebenswürdigkeit des holden Gegenübers zum Ausdruck zu bringen. Jetzt ist aber auch dieser „Besten Dank" veraltet und vergessen. In seinem Falle aber, so schreibt Faguet, darf man vergessen, daß ein höflicher Mann warten muß, bis die Dame ihm die Hand reicht: man gibt dadurch zu erkennen, daß man in solchem Händedruck einen Akt weiblicher Herablassung sieht" . . . .
E.

* **Ein Eisenbahn-Museum.** Aus London wird berichtet: Eine interessante Ausstellung, die voraussichtlich zu einem ständigen Museum ausgebaut werden wird, soll demnächst in London eröffnet werden. Die London and North-Western Eisenbahngesellschaft wird ihre umfangreiche Sammlung von Eisenbahnreliquieen dem Publikum zugänglich machen. Ein in seiner Anschaulichkeit fesselnder Ueberblick über die Entwicklungsgeschichte des Eisenbahnwesens wird damit gegeben, von den ersten unbeholfenen Versuchen des einst so hart befehdeten Verkehrsmittels bis zur jüngsten Vergangenheit. Eine reichhaltige Sammlung von Lokomotivmodellen wird die Entwicklung des Maschinenbaues zeigen; alle Stadien, von der ersten bescheidenen Lokomotive von 1830 bis zu den gewaltigen modernsten Schnellzugsmaschinen, werden durch mitunter aufgeführte Modelle veranschaulicht. Die Fortschritte im Streckenbau, im Schienenwesen, die allmähliche Vervollkommnung des Signalwesens, die Fortschritte im Waggonbau sollen an Beispielen und Mustern veranschaulicht werden. Daneben gibt eine reichhaltige Sammlung von Fahrplänen und Reisebüchern aus früh, ähnlich wie die Eisenbahn, ein erschütterndes Bild von den Zeiten, da man sich nur schwer entschloß, seine Sicherheit dem neuen Dampfroß anzuvertrauen. Aus den vierziger Jahren fesseln eine Reihe von Reisehandbüchern die Aufmerksamkeit, die, mit reizenden Zeichnungen und Stichen geschmückt, die Erinnerung an die alten Tagen neu auflesen lassen.

* **Die schnellsten Hunde.** In England, dem klassischen Land des Sports, feiern jetzt die Windhunde ihre großen Triumphe. Alljährlich mit dem 1. September beginnt die Zeit der großen Hunderennen, und erst mit dem März endet dann die Saison. Mit dem Waterloo-Cup, dem Derby der Windhunde, erreicht die Kampagne ihren Höhepunkt; in den ersten Märztagen wird der Kampf um diesen Preis ausgetragen, und dem siegenden Hunde winkt eine Prämie von 10 000 ℳ. Der zweite erhält 4000 ℳ, und auch für die übrigen sind noch eine Reihe von ansehnlichen Preisen ausgesetzt, die insgesamt eine Summe von 32 000 ℳ repräsentieren. Die Zahl derer, die sich den Luxus eines Hundestalles leisten, ist in England sehr groß, obwohl dort bedeutende Steuern verabreicht sind. Denn ein Stall von 100—150 Hunden, von denen gewöhnlich nur 20—30 alljährlich für die Rennen konkurrieren, erfordert einen Kostenaufwand von 30 000 bis 80 000 ℳ, ungerechnet die Transportkosten und andere mannigfache Nebenausgaben. Die Schnelligkeit der englischen Windhunde grenzt an Fabelhafte. Ein guter Hund muß in einer Sekunde 18 bis 20 Meter zurücklegen, also nahezu 70 Kilometer in der Stunde; ein Rennpferd erreicht durchschnittlich nur 16 Meter in der Sekunde und 60 Kilometer in der Stunde. Der berühmte Monarch hat in der Jagd auf einen Hasen sogar nicht weniger als 11 Kilometer in 9 Minuten 20 Sekunden zurückgelegt. Die Zeitschrift „Le sais tout" erzählt von einem greyhound, der seinen Herrn zur Bahn begleitete. Der Herr vergaß, ihn nach Hause zu schicken, und der Hund lief hinter dem Eisenbahnzug her und holte ihn in der nächsten Station ein. Die Bahnbeamten blieben ihn auf, allein es gelang dem treuen Tiere,

Der verlorene Sohn.

Roman von Johannes Heyne.

[21. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Der nicht mehr junge Mann, dessen vornehme Erscheinung aber die volle Kraft des reifen Vierzigers hatte, atmete tief auf und sah vor sich nieder, als erwarte er aus dem lieblichen Munde der an seiner Seite sitzenden Frau das Urteil über Leben und Tod . . .

Und Frau Lotte konnte nichts als weinen. Sie wäre ihm, wenn sie jetzt allein miteinander gewesen wären, so gern um den Hals gefallen und hätte ihn geküßt und wieder geküßt, um einmal wenigstens seinem armen Herzen Ruhe zu geben und ihm selbst ihre überströmende Dankbarkeit zu beweisen.

Und wie sie nun in die Tiergartenstraße einbogen, und das trauliche Dunkel der Bäume auf dieser und die vornehme Ruhe der Millionärswillen auf der anderen Seite sie nur noch umgab, da legte sie plötzlich ihre beiden Arme um den Nacken des Mannes und küßte ihn, daß er selbst nicht wußte, wie ihm geschah. Aber mitten hinein in den Taumel der Leidenschaft, den ihre Kärtlichkeit in ihm entfachte, klangen abkühlend ihre Worte hinein:

„Sehen Sie, lieber Freund, so lieb hab' ich Sie! Aber heiraten, nein, das kann ich nicht! Ich bin ja verheiratet! . . . Und freiwillig . . . freiwillig würde Paulus nie von mir lassen, und ihn dazu zwingen, jetzt, wo er selbst so elend ist, das bringe ich nicht fertig! . . . Vielleicht, wenn ich einmal seine Witwe bin . . . und das", sie schluchzte laut auf, „das wird ja bei dem wilden Leben, das er jetzt führt, wohl nicht lange dauern!"

Von da an hielt der Geheimrat während der übrigen Fahrt nur ihre warme Hand in der seinen. Sie sprachen beide nicht, aber sie fühlte, daß er jetzt glücklicher war, und als er sich vor ihrem Hause achtungsvoll wie immer von ihr verabschiedete, da hörte selbst sie es gern, daß er sagte:

„Nicht wahr? Auf Wiedersehen?!" . . .

XVII.

„Ein Paar verdammt schlaue Kunden sind es gewesen, die gestern hier auf der Calle del Unita den Kassierer der Minas Geraes überfielen. Sie haben sich nur insoweit verrechnet, als der Mann nicht, wie sie glaubten, auf dem Hinwege zur Staatsbank, sondern bereits auf dem Rückwege sich befand. So hatte er wenig mehr als 500 Dollar in der Tasche, in der sich vorher für beinahe zwei Millionen Noten befanden . . . Die beiden Rovers gingen mitten in der belebten Straße plötzlich an jede Seite des Mannes und umfaßten ihn, wie wenn er ohnmächtig würde . . . Das geschah ihm allerdings . . . weil der eine der beiden Banditen, ein ungewöhnlich starker und hochgewachsener Neger, ihm mit seiner Riesenfaust gleichzeitig von hinten her die Luft abdrückte. Die ganze Sache ging so schnell vor sich, der Kassierer fiel hin, wurde in ein Haus getragen, und die beiden Verbrecher verdufteten mit der Tasche, die sie vom Riemen geschnitten hatten, daß die Polizei, die wie gewöhnlich nicht zur Stelle war, als sie dann endlich ankam, natürlich das Nachsehen hatte. Uebrigens scheint es sich bei den beiden Boys um dieselben Hallunken zu handeln, die vor drei Tagen auf der Hacienda des Caballero bei Norte einen Aufseher fast erschlugen und sich ihrer Bestrafung durch die Flucht entzogen. Sollte sie jemand sehen und den Mut haben, sie aufzugreifen, so würde die Redaktion dieses Blattes sich ein Vergnügen daraus machen, den Fänger sowie die Gefangenen sofort zu interviewen, und die beiderseitigen Anschauungen über das bald ziemlich auffällende Vorkommnis selbstverständlich mit den Porträts der verschiedenen Gentlemen zum Abdruck bringen . . ."

Die Tatsachen, welche diesen Bericht im Bahia Chronicle veranlaßten, ermöglichten es Paulus Krafft und seinem schwarzen Freunde, sich ein Stück nordwärts zu begeben, was in Anbetracht der bezweifelnden Entrüstung, die die ersten Gastrollen des ehemaligen Dr.-Ing. in seiner neuen Heimat erregt hatten, für ihn ebenso wie für den Neger von größter Wichtigkeit war.

Der Schwarze, der den Tom Sulfer nannte und für gewöhnlich Tommi gerufen wurde, hatte sich seit dem Kampf mit dem Aufseher, bei welchem Paulus ihn so tatkräftig unterstützt hatte, mit dem ganzen seiner Rasse eigenen Feuer und leidenschaftlichen Eifer an den Deutschen angeschlossen.

Es blieb zweifelhaft, ob der Neger auch früher schon verdrecherische Neigungen betätigt hatte, aber in all diesen schwarzen Menschen steckt noch zu viel von der Bestie drin, als daß es einer allzu großen Ueberredung bedürfte, sie zu Feinden der Gesellschaft zu machen.

Hier kam zu der großen geistigen Ueberlegung des Weißen noch die Dankbarkeit dieses armseligen Negers hinzu, der so selten der Freund eines Weißen sein darf, daß er, wenn dies wirklich einmal eintrifft, jenen anderen stets zu seinem Gotte macht.

Es war in der Tat nicht anders, als hätte sich Paulus Kraffts einen jener schönen schwarzen ostafrikanischen Panther gezähmt, die, ebenso hinterlistig als tollkühn, ebenso muskelkräftig als gewandt, kaum einen Widersacher finden, den sie nicht bezwängen.

Die beiden Genossen schlugen sich zuerst, mit Maulesel beritten, die sie sich durch einen Zufall billig hatten verschaffen können, in die Berge. Sie hatten die Absicht, nach Porto Seguro zu gehen, um von dort mit der Bahn nach Norden zu kommen. Denn vor Seefahrten hatte Paulus Krafft seit seiner ersten Reise die größte Scheu.

In den Bergen aber wurden sie mit mehreren Leuten bekannt, die in den Minen gearbeitet hatten, ohne gerade viel Gold und Silber dabei zu erobern, und die nun, ungufrieden und zu allem bereit, sich Paulus Krafft anschlossen, der, ohne daß darüber eine bestimmte Abmachung getroffen worden wäre, den Oberbefehl über die kleine Schar übernahm.

Als sie zwei Tage darauf die Poststraße kreuzten, machte einer von den Neuzugezugekommenen, namens Pietro Diaz, den Vorschlag, die Fellesisen der Postbehörde ein wenig nachzusehen.

Die Gesellen legten sich in den Hinterhalt und schossen, als der riesenhafte buntbemalte Postkasten ankam, welchen vier Paar mit Schellen und bunten Bändern behängte Maultiere im Galopp über den Bergpaß zogen, den beiden vordersten Tieren ein paar Kugeln auf die Rippen.

Im nächsten Moment lagen in einem furchtbaren Chaos von sich wälzenden und stampfenden Maultieren und Gepäckstücken auch der Postillon und sechs vom Bock herab gefallene Passagiere, während die Räuber sich auf die im Wagen Sitzenden stürzten, um sie zur Hergabe des Geldes zu zwingen.

Zufällig waren aber ein paar gut bewaffnete Generale der Nordarmee darunter, die nach dem Süden gingen und die sich keinen Augenblick bedachten, ihre Browningpistolen sprechen zu lassen, als die Gesichter der Wegelagerer im Türrahmen auftauchten.

Der Anstifter des Anschlages, jener Pietro Diaz, war der Erste, der eine Kugel in den Kopf bekam. Dafür schoß Paulus Krafft dem einen der Militärs in den Arm, daß dieser die Pistole fallen ließ.

Als aber gleich darauf auch der zweite von den New-hinzugekommenen, ebenfalls ein Spanier, tot zu Boden stürzte, da saß Paulus ein, daß hier aller Kampf erfolglos bleiben würde. Er sprang auf sein Maultier und, trotzdem es verschiedene Male hinter ihm breinkrallte, suchte und fand er das Weite, ohne getroffen zu werden. Seine Verwunderung über dieses Rätsel sollte ihre Lösung finden, als nach einer hastigen, anstrengenden Flucht der Deutsche am Rande eines Akazienhains sich vom Tiere gleiten ließ und den Neger sah, der noch ein gutes Stück zurück ebenfalls heranjagte.

Aber die Riesengestalt des Schwarzen sagte nicht wie vorher aufrecht im Sattel, sondern hing, mit den Armen in höchster Not den Hals des Maultiers umklammernd, nur noch auf dem Tiere, um dann, als Paulus den Maulesel aufhielt, herunterzufallen wie ein Sack.

Der dankbare Schwarze hatte sich auf der Flucht einfach als Kugelfang für den weißen Freund gebrauchen lassen, der so verschont geblieben war.

Als Paulus ihm die Wunde gewaschen, die er im Oberschenkel hatte, und die viel schlimmere, die quer durch die rechte Brust ging, war der Deutsche ganz verzweifelt. Er wollte weiter, und sein Herz war doch nicht hart genug, den der sein Leben für ihn gerissen hatte, so elend im Stich zu lassen. Es blieb dem Deutschen denn nichts übrig, als hier in der Wildnis sich eine Art Hütte zu bauen, was bei dem endlos strömenden Regen mit den größten Schwierigkeiten verbunden war. Noch viel furchtbarer aber empfand er es, daß es ihm tagelang nicht gelingen wollte, Feuer anzumachen. Er mußte sich von Beeren und einer kleinen apfelartigen, etwas bitterlich schmeckenden Frucht zu erhalten suchen, die hier in Menge wuchs, und die er, vorher gekaut, auch bei den in Fiederdeckien ringenden Schwarzen in den Mund schob.

Und dieser Mann konnte nicht sterben. Eine Gewalt, die nichts Menschliches mehr hatte, schien die Seele des Negers in seinem zerfetzten Körper festzuhalten. Während Fieberschauer über die ebenholzfarbigen Glieder zuckten, und die Augen in blutigen Schleiern rollten, stammelten die trockenen und rissigen Lippen Worte in der Sprache seiner Heimat, fremde wohltönende Laute, die alle Stadien menschlicher Leidenschaft durchliefen und vor dem in diesen verzweifelten Stunden doppelt scharfsichtigen Geiste des Deutschen seltsam grausige Bilder entrollten.

(Fortsetzung folgt.)